

<sup>1</sup> J. Dubois, *Le vocabulaire politique et social en France de 1869 à 1872* (Paris 1962) 13–36.

<sup>2</sup> J.P. Faye, *Langages totalitaires* (Paris 1972) 396.

<sup>3</sup> Es sei hier summarisch an die geläufige Unterscheidung zwischen dem Wortlaut der Aussage (*l'énoncé*: der Text in seinem Aussehen, was gesagt wird und einen Sinn ergibt) und der Aussage (*l'énonciation*: der Akt des Sagens, wodurch sich die Intervention des sprechenden Subjektes bemerkbar macht) erinnert. Beziehungen dieser Art gibt es auch zwischen einer filmischen Szene und der Bildeinstellung. In der Linguistik erkennt man die Instanz der Aussage an formalen Merkmalen: E. Benveniste, *Problèmes de linguistique générale II* (Paris 1974) 79–88.

<sup>4</sup> Vgl. in einer ausführlichen Bibliographie: E. Germain, *Langages de la foi à travers l'histoire, mentalité et catéchèse* (Paris 1972) 183–187, und F.A. Isambert, *Christianisme et classe ouvrière* (Casterman, Paris 1961).

<sup>5</sup> Die Strukturanalyse der Erzählung, in ihren von A.J. Greimas und seiner Schule eröffneten Perspektiven und in der biblischen Exegese schon weit vertreten, beginnt auch die Analyse der modernen religiösen Rede zu erreichen; vgl. A. Rousseau, F. Dassetto, *Discours religieux et métamorphose des pratiques sociales: Social Compass XX* (1973) 3, 389–403.

<sup>6</sup> J. Bauberot, C. Langlois, *L'Histoire religieuse de la France, XIX<sup>0</sup> – XX<sup>0</sup> siècle, problèmes et méthodes* (Paris 1975) 211.

<sup>7</sup> V. Propp, *Morphologie du conte* (Paris 1973) = *Morfologija skazki* (Leningrad 1969).

<sup>8</sup> Kreuzzug im wörtlichen Sinn; die Diözese Rennes lieferte im Jahre 1867 110 päpstliche Söldner.

<sup>9</sup> Pastoralbrief vom Januar 1863, der einen Brief des Erzbischofs von Rouen zitiert. Über diese Episode, eine Folge des Sezessionskrieges: G. Duveau, *La vie ouvrière sous le Second Empire* (Paris 1946) 120.

<sup>10</sup> J.M. Allaire, M. Lagrée, *Mandements de Carême à Rennes au XIX<sup>0</sup> siècle, langage et histoire: Annales de Bretagne et des Pays de l'Ouest* (1976) 3, 367–382.

<sup>11</sup> Man müßte im einzelnen, in den materiellen Vorschriften der Fastenzeit (fasten usw.), den wachsenden Laxismus, die Entdramatisierung und die Spiritualisierung analysieren, die im 19. Jahrhundert von einer «ländlichen» archaischen und asketischen zu einer «bürgerlichen», weniger strengen Fastenzeit geführt haben.

<sup>12</sup> Diese Strukturanalyse müßte weiter entwickelt werden. Vgl. zum Beispiel für «*Rerum Novarum*» M. Legrand, P. Meyers, *Analyse sociolinguistique comparative de deux documents pontificaux: Social Compass XX* (1973) 3, 417–457.

<sup>13</sup> Fastenzeit 1858. Diese zeitliche Struktur wird öfters zum Ausdruck gebracht in der Verurteilung jener, die «sich zu begeisterten Bewunderern der Gegenwart und zu ungerechten Verächtern der Vergangenheit gemacht haben» (Fastenzeit 1863).

<sup>14</sup> Entsprechende Beobachtungen für Fernsehbeiträge: J.M. Piemme, *La propagande inavouée* (Paris 1975).

<sup>15</sup> *Neuvaine préparatoire aux prières publiques votées par l'Assemblée Nationale* (Rennes, novembre 1873).

<sup>16</sup> F. de Lamennais, *De l'absolutisme et de la liberté: Revue des Deux Mondes* (août 1834).

Übersetzt von Dr. Rolf Weibel

## MICHEL LAGRÉE

1946 geboren, unterrichtet an der Technischen Mittelschule zu Rennes Geschichte und Geographie. Doktoratsarbeit des Dritten Zyklus über das religiöse Leben in der Diözese Rennes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er veröffentlichte Aufsätze über die zwei «Einflößer» der religiösen Ideologie im 19. Jahrhundert: die volkstümlichen Mentalitäten und die Rede des Klerus. Anschrift: 22, square de Lettonie, F-3500 Rennes, Frankreich.

Elisabeth Kübler-Ross

## Kommerzialisierte Leiden für verborgene Leiden

Nachrichten von Massenerstörungen, Erdbeben, Waldbränden, Entführungen und Ermordungen unschuldiger Opfer füllen die Titelblätter der Zeitungen und machen jeweils den Großteil der Tagesschau am Fernsehen aus. Jung und alt liest von diesen Tragödien oder sieht sie sich schweigend im Fernsehgerät an, während man – scheinbar davon unberührt – genüsslich an seinem Essen kaut.

Die Leiden in Vietnam, Bangladesch und Biafra wurden von Millionen zur Kenntnis genommen, die trotz der Kunde von diesen wahnsinnigen Qualen ihre tägliche Jagd nach dem Glück und ihr gewohntes Leben fortsetzten, doch anscheinend nicht daran dachten

oder sich unfähig fühlten, den Lauf der Geschichte zu ändern, diesbezüglich «etwas zu unternehmen».

Reporter und Reporterinnen suchen unter Lebensgefahr der Szene von Tragödien, Kriegen und Verwüstungen möglichst nahe zu kommen, um der Öffentlichkeit Bilder und Berichte darüber bieten zu können. Ein Foto von einer kummererfüllten Frau, die bei einer Bergwerkskatastrophe ihren Mann verlor, von einem Kind, das nach einem Napalmangriff in Vietnam als lebendige Fackel durch eine Straße rennt, kann eine Million Dollars einbringen!

Warum dieser Anreiz, dieses Verlangen, menschliches Leid auf den Titelseiten unserer Zeitungen und in den übrigen Massenmedien dramatisch auszubreiten zum großen finanziellen Profit derer, die das Drama einfangen und an uns weiterleiten können – an uns, die dabei oft zuhause sitzen und tatenlos die Zeitungen durchblättern oder die Rundfunknachrichten anhören? Es ist seltsam, daß wir nicht berührt werden von der Agonie und der Einsamkeit einer Nachbarin, die zuschauen muß, wie ihr Mann langsam an Krebs stirbt, daß wir uns aber für die fremde Frau interessieren, die



auf der Titelseite einer Zeitschrift abgebildet ist, wie sie am Schacht eines Bergwerks steht und umsonst auf ein Wort oder ein Klopfszeichen ihres Mannes wartet, der bei einer Minenexplosion ums Leben gekommen ist.

Wenn wir in das Leben unserer Eltern und Großeltern zurückblicken, erhaschen wir vielleicht einen Schimmer von den Veränderungen, die in der jetzigen Generation vor sich gegangen sind. Damals lebten Familien in einer Gemeinschaft zusammen, worin fast jeder den andern kannte. Mehrere Generationen hausten unter einem Dach; Geburt und Tod geschahen unter dem gleichen Dach und machten so jedes Glied der Familie mit dem Beginn und dem Ende des menschlichen Lebens auf dieser Erde vertraut. Traten Katastrophen ein – eine Feuersbrunst, ein Hagelwetter, eine tödliche Krankheit –, so regte die Gemeinschaft ihre Kräfte und half so gut wie nur möglich; sie setzte ihre Energie, ihre Zeit, ihre Geldmittel ein, bis die vom Unglück betroffene Familie imstande war, wieder selbst für sich zu sorgen. Die Kinder, die aufwuchsen, wurden mit den Krankheiten, dem Sterben und den Mienen der alten Leute bekannt – und alles wurde als etwas angesehen, was nun eben einmal zum Leben gehört.

Mit der zunehmenden Verstädterung, der viel größeren Mobilität unserer Bevölkerung, mit dem Trieb, mehr Geld zu verdienen und die Produktivität zu steigern, übersiedelten die jungen Leute in neue Gebiete mit größeren Entfaltungsmöglichkeiten. Mit dem Übergang von Pferdewagen zu Überschallflugzeugen schienen die Distanzen zu schwinden, und die Familien wurden über die ganze Welt verstreut. Kommt es in der Heimatstadt zu einer Katastrophe, so wird diese immer noch zur Kenntnis genommen, doch all dies geschieht Hunderte von Kilometern entfernt und wird nicht mehr persönlich tief miterlebt. Wirtschaftliche Gründe und eine gewisse Loslösung von daheim führten zu einer Verminderung der persönlichen Anteilnahme und machten es einer neuen Generation möglich, weit entfernt von daheim in Großstädten zu leben, wobei sie sich nur langsam und oft gar nicht bewußt wird, daß sie dem Geldverdienen, dem geschäftigen Leben, dem Wettstreit und dem Drang, es auf der Welt «zu etwas zu bringen», verfallen.

Beim Anwachsen der Bevölkerung, den besseren Ausbildungsmöglichkeiten und der größeren Konkurrenz scheint der Spruch «Dem Tüchtigen gehört die Welt» zur Wirklichkeit zu werden. Ein Fitnesszentrum nach dem andern entsteht; allein in den Vereinigten Staaten entstand eine Billionen Dollars schwere Kosmetikindustrie, die um viel Geld die Einbildung verschafft, man bleibe immer jung. Selbst nachdem einer gestorben ist, verschafft eine sorgfältige kosmeti-

sche Behandlung der Leiche im Sarg die Illusion, er sei gar nicht krank gewesen, sondern in der Blüte seines Lebens gestorben.

Illustrierte Zeitungen und Zeitschriften ziehen nicht nur aus Tragödien Profit, sondern auch aus Reklamen für Verjüngungsprogramme, kosmetische Operationen und Produkte, die alles versprechen: von einer schlanken Figur bis zu einem faltenlosen Gesicht, das «zwanzig Jahre jünger erscheinen läßt». Bilder von Betty Davis und anderen weltbekannten Filmstars üben eine große Anziehungskraft aus, da sie die Möglichkeit, nie zu altern, zu bezeugen scheinen.

Die Sorge um das gepflegte Äußere – den Körper und das Aussehen, das «nette Haus in der netten Umgebung», den Luxuswagen – sind alles Zeichen unserer Unsicherheit. Sie sind Versuche, unsere schrecklichen Befürchtungen, Ängste und verborgenen Sorgen um den tieferen Sinn des Lebens, des Alterns, des Leidens und schließlich auch des Todes zu überspielen.

Entwurzelt, wie das viele von uns geworden sind, bestrebt, in einer oft grausamen Welt des Wettkampfes «es zu etwas zu bringen», einer Unterstützung und Sicherung durch die Gemeinschaft entbehrend, sind wir in eine zeit- und kräfteverzehrende Schlacht hineingerissen, worin nur der Tüchtigste überlebt. Am Ende eines Tages mit seiner Arbeit und seinem Hin- und Herpendeln völlig erschöpft, genießen wir einen Apéritif und ein leckeres Mahl, lesen eine Zeitung oder schauen uns eine Fernsehsendung an, und unsere übrige Freizeit verbringen wir an einem Strand, auf einem Vergnügungsschiff, in einem Nachtclub oder irgendeiner Umgebung, die uns den Luxus einer zeitweiligen «Unwirklichkeit» verschafft. Alkoholismus und Ehescheidung nehmen immer mehr zu, und unser Bedürfnis nach psychologischer Behandlung und Beratung geht über unsere finanziellen Mittel hinaus.

Was ist demgegenüber zu tun? Wie können wir den Lauf der Strömung ändern und einander behilflich sein, der Wirklichkeit ins Auge zu blicken, daß jeder von uns alt und krank werden und eines Tages sterben wird? Wie können wir die Grundwerte des Menschen ändern, um ihn dahin zu bringen, Schwierigkeiten, der Krankheit, dem Alter und dem Tod in heiterer Gelassenheit entgegenzusehen? Wie können wir der jüngeren Generation beibringen, daß materielle Dinge, gutes Aussehen, jugendliche Erscheinung und hitziger Wettkampfgeist nur von vorübergehendem Vorteil und, wenn man auf das Leben zurückblickt, nur von geringem Wert, wenn überhaupt von Wert sind.

Wir haben die letzten zehn Jahre mit sterbenden Patienten gearbeitet und wurden davon beeindruckt, daß sie uns nicht nur über den Prozeß des Sterbens belehren, sondern daß sie auch die eindrucklichsten Lehrer



der *Kunst des Lebens* sind. Wenn wir den Stadien nachgehen, die ein Patient durchmacht, von der Erkenntnis einer unheilbaren Krankheit bis zu seinem wirklichen Sterben, so bemerken wir, daß fast jeder Mensch über eine plötzliche Tragödie oder Krankheit anfänglich erschrickt und sie nicht wahrhaben will, worauf ein Stadium der Auflehnung und des Unwillens folgt: «Warum trifft es gerade mich?»

Dies ist nicht nur bei solchen Menschen der Fall, die einen Schicksalsschlag erleiden, sondern auch bei allen anderen Krisen – bei der Tragödie einer Trennung oder Scheidung, bei den Eltern eines blinden oder behinderten Kindes, bei einer alten Frau, die in ein Pflegeheim gebracht wird. Auch die Gesellschaft als ganze reagiert auf diese Weise. Ist nicht die Besorgnis über weit entfernte Tragödien, das Bedürfnis, Schlagzeilen über Erdbeben und Bangladesch zu lesen, Futter für eine solche weithin benötigte Ablehnung? Bestätigt sie nicht unserem Geist, daß all dies «diese und jene, doch nicht mich» trifft? Bekundet sich darin nicht, daß für uns die Stunde noch nicht geschlagen hat, so daß wir uns an einem Mahl gütlich tun, im Garten arbeiten und Pläne für unsere Sommerferien schmieden können?

Wie reagieren wir, wenn wir in unserer Nachbarschaft Schicksalsschläge und Leid antreffen? Wir geraten mehr aus der Fassung, die Sache geht uns stärker nahe, und wir wagen, uns an den Rettungsbemühungen zu beteiligen und die Verheerung wiedergutzumachen. Dies geschieht nur zum Teil aus nachbarschaftlicher Verbundenheit heraus, denn es ist auch ein unbewußter Versuch, Sühne zu leisten für unseren (bewußt) unannehmbaren Gedanken: «Ich bin glücklich, daß dies nicht mir passiert ist».

Wie viele von uns waren wirklich darüber bestürzt, daß wir in Hiroshima und Nagasaki 240 000 Menschen umgebracht haben? Wie viele von uns denken immer noch an die Tragödie des Volkes von Guatemala, als das Erdbeben zuschlug? Wir nehmen das Unglück zur Kenntnis. Wir verharmlosen es oder denken, wir könnten ja doch nichts dagegen unternehmen. Wir spenden etwas Geld oder Kleider für die Opfer, und damit ist die Sache für uns abgetan. Ich denke manchmal, unser Inneres müßte durch das verdrängte Wissen um Leid ganz durcheinandergebracht sein. Wir fürchten einfach, es einzugestehen, aus Angst, wir könnten sonst krank werden oder uns unfähig machen, das verrückte Wettrennen bei der Jagd um das Geld weiter mitzumachen.

Doch es gibt einen Weg, dem menschlichen Leid ins Auge zu blicken, es zu erfahren, durch es zu wirken – und aus ihm herauszukommen gereifter, sicherer und mit wachsender Einsicht, daß Gott Leiden, Krieg oder Not nicht als Strafe über uns kommen läßt, sondern

daß diese Prüfungen an uns herankommen, um unser Wachstum zu fördern, und als Proben, die zu bestehen sind.

Wir können dies nicht lernen, indem wir die Schlagzeilen der Zeitungen lesen oder an unseren Fernsehgeräten zuschauen, wie ein Haus abbrennt oder das Opfer eines Raubüberfalles erschossen wird. Wir können dies bloß lernen, indem wir den vergessenen Menschen direkt gegenüber sitzen, die in unseren staatlichen Institutionen hinter verschlossenen Fenstern leiden, hinter Gefängnisgittern, in unseren Spitälern oder Pflegeheimen. Es verlangt ein persönliches Engagement, die Fähigkeit, etwas zu riskieren, die Bereitschaft, Wunden zu empfangen, tief, persönlich und verletzlich hineinverwickelt zu werden. Es verlangt die Fähigkeit, unsere beruflichen « Fassaden » und Rollen aufzugeben, uns zu öffnen und gewillt zu sein, unsere Betrübnisse und Befürchtungen, unsere Hoffnungen und Bedürfnisse mitzuteilen. Wir haben nicht die Rolle eines Beraters und Ratgebers zu spielen, sondern wir geben und empfangen zugleich. Wenn wir unsere Zeit, Aufmerksamkeit und Liebe denen schenken, die schweigend leiden, lehren sie uns dafür, woraus sie Kraft schöpfen. Sie lehren uns: Wenn wir in der Krise standhalten, uns durch die Auflehnung, den Unwillen und die Angst durchkämpfen, und oft nachdem wir mit Gott gehadert haben, worauf eine tiefe Niedergeschlagenheit folgt – beginnen wir das Licht, den Sinn von all dem zu sehen.

Hat nicht Jesus selbst gerungen und gefleht: «Vater, wenn es möglich ist, laß diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht mein Wille, sondern der deine geschehe»? Doch dann, als alles wirklich zu Ende ging, vermochte er dies zu akzeptieren und sagte: «Es ist vollbracht; in deine Hände empfehle ich meinen Geist.»

Dadurch, daß wir mit unseren Patienten durch die Schattentäler gehen, gewahren wir das Licht um uns. Dies dient dazu, daß wir das *Jetzt* schätzen, die oft übersehene Schönheit eines Sonnenuntergangs, einer Blume, selbst die eines Unkrauts in unserem Garten! Es ist uns behilflich, in unserem geschäftigen Leben einen Augenblick der Besinnung einzuschalten, auf unsere innere Stimme zu lauschen, die uns, wenn wir ihr folgen, auf den Pfad der inneren Einsicht, der Meditation und des Gebets lenken wird. Es wird uns behilflich sein zu einem geistlichen Wachstum, das um die materiellen und leiblichen Bedürfnisse zwar weiß, ihnen aber immer weniger Beachtung schenkt und sich einer größeren Kenntnis und Einsicht, dem Mitleid erschließt und die Furcht gänzlich verschwinden läßt.

Eine noch sehr junge Witwe, die eben von der Beerdigung ihres Mannes kam, hat treffend ausgedrückt,



was sie am Sterbebett ihres geliebten Mark lernte, während sie ihr drei Monate altes Kind stillte:

«Was während der letzten Monate seines Lebens eigentlich zum Feiern Anlaß gab, war nicht sosehr das Wissen darum, daß er nach seinem Tod beweint werde, sondern vielmehr das Bewußtsein, daß er während seines Lebens geliebt wurde. Während dieses ganzen (Sterbe-)Prozesses wurden wir inne, wie sehr der Tod zum Leben gehört. Die Gewißheit zu akzeptieren, daß man selbst einmal stirbt, gleich wann und gleich wie; sich selbst schließlich als Teil eines größeren Ganzen, im Zusammenhang mit dem Leben der ganzen Natur zu sehen, ist höchst befreiend. Es schien uns nicht sinnvoll, Marks Tod für eine «Tat Gottes» zu halten. Für uns ist Gott nicht ein alter Herr mit Bart im Himmel, der will, daß Bergwerksstollen einstürzen oder Schulhäuser in Brand geraten oder junge Eltern und Kinder an Krebs sterben. Es mag sein, daß wir am Leiden wachsen, aber ich glaube nicht, daß wir zu Leiden bestimmt sind, damit wir wachsen. In einem Aufsatz «Gift of Live» hat Bradford Smith geschrieben: «Krankheiten und Unglücksfälle treten ein ohne Rücksicht auf moralische Werte. Das Warum des Naturgesetzes ist auf seine Art so schön wie ein Kunstwerk. Wir brauchen Gott um der Viren, des Krebses und der Verkehrsunfälle willen nicht anzuklagen. Gott ist Geist, der Inbegriff von allem, was sich ein guter Mensch auszudenken weiß, ja noch mehr. Wir akzeptieren unseren Platz innerhalb der Naturgesetze und nehmen gern unsere Chancen in der großen, herrlichen Schöpfung wahr.» Die Gabe des Lebens ist untrennbar mit der Verheißung des Todes verknüpft; Leben wird nie unter anderen Bedingungen gegeben. Wir ersuchen nicht darum, die Höhen oder Tiefen des Lebens zu ändern. Wie immer unser Leben ist, werden wir im Herzpunkt unseres Daseins gestützt und gehalten. Eines Tages wird das Rätsel des Wachsens von Krebszellen (das ironischerweise eine Wucherung des Lebens ist) von der Medizin gelöst und unter Kontrolle gebracht werden, so daß deswegen Menschen nicht mehr so jung zu sterben brauchen. Daß es schon *jetzt* in unserer Macht läge, dem Sterben junger Menschen, die in den Krieg geschickt werden, Einhalt zu gebieten – das ist die schlimmste Tragik.»

Die junge Witwe beendigte ihren Brief mit einer Bitte an uns alle, denen das Leben und der Tod dieses jungen Mannes nahegegangen war: «Euch allen möchte ich sagen: Lebt eure Liebe zueinander jetzt! Rechnet nicht mit der Zukunft, rechnet nicht mit dieser oder jener Zeit, die die Wunden heilen wird, die in euren Beziehungen mit andern bestehen. Schreckt nicht davor zurück, euch allen tragischen und freudigen Dimensionen des Lebens tief zu erschließen.»

Die Zeit, die wir uns nahmen, um bei unseren sterbenden Patienten zu sitzen, lehrte uns den wahren Sinn des Lebens, einschließlich der Bedeutung der tiefsten Tragödien oder «Tiefen» auf dem Pfad. Da ich eine gebürtige Schweizerin bin, vergleiche ich unwillkürlich das Leben mit einer Wanderung durch die Täler und Berge meiner Kindheit. Es gibt Menschen, die eine gerade Straße, einen ebenen Pfad gehen möchten, auf dem nur wenige Felsbrocken und Steine liegen. Sie machen im Ozean des Lebens keine Wellen; sie wagen sich nicht in stürmische Tage hinaus, sondern kuscheln sich behaglich um den Herd ihres Heims. Ihre Gabe an die Welt besteht vielleicht bloß in einem Gefühl warmer Geborgenheit, das sie ihren Nachkommen hinterlassen, die sich dann später in die Welt hinauswagen und dabei von einem kalten Nordwind oder von Verbrechen und Leiden überrascht werden, wie der junge Buddha, als er beim Heraustreten aus dem Schutz und der Behaglichkeit seines Heims mit der grausamen Wirklichkeit des wirklichen Lebens konfrontiert wurde.

Und es gibt andere Menschen, die die Berge in der Ferne erblicken und versucht sind, ihre Gipfel zu erklimmen. Es kann sein, daß sie die Bergtour schlecht ausgerüstet antreten, doch bereit, die Hindernisse anzupacken. Vielleicht sehen sie die Berge als bloße Hügel an, auf die ohne weiteres hinaufzukommen ist, und sind sie bloß mit Turnschuhen statt mit Bergschuhen ausgerüstet. Einige dieser Wanderer werden zurückziehen und das Klettern anderen überlassen. Andere machen die Wanderung vielleicht bis zur Kuppe des ersten Hügels mit und sehen dann, daß hinter dem obersten Berg ein noch höherer aufragt. Sie werden beim Ausblick von der Höhe verdutzt sein und vor der Tatsache stehen, daß sie zuerst ins Tal hinuntergehen müssen, bevor sie wieder höher klettern können. Jedesmal, wenn sie in ein Tal hinunterwandern, ist die Sonne verdeckt, die Sicht verdunkelt. Sie stehen vor einer gewaltigen Anstrengung und Erschöpfung, doch sie halten durch und gehen weiter. Die Aussicht, die ihnen winkt, das Selbstgefühl und der Durchhaltewillen geben ihnen Kraft, wieder eine weitere Kletterei in Angriff zu nehmen. Nur wer schon einen Gipfel erklimmen hat, vermag den Symbolgehalt dieser Feststellung zu erfassen.

Nur wer schon gelitten und geblutet und aufgeschrien hat, wird wirklich das Wachstum und die Stärkung ermessen können, die das Erklimmen eines weiteren Berges mit sich bringt. Die «Hügel» der Vergangenheit kommen ihm im Vergleich zum Jetzt bloß als kleine Vorhügel vor; die Horizonte werden umso weiter, je höher wir auf unserem geistigen Aufstiegsweg



emporklimmen. Das Leben ist eine Kette von Hügeln und Bergen, zwischen denen Täler liegen, und der Pfade sind viele; die Wahl liegt bei uns allein.

Alles menschliche Dasein ist ein endloses Endigen und gleichzeitig Neubeginnen. So wie die Sonne untergeht und die Nacht anbricht, so wie mit dem Ende des Winters der Frühling beginnt, so wie wir eine Klasse abschließen, um uns auf das nächste Schuljahr vorzubereiten, so wie bei den Gezeiten des Meeres Ebbe und Flut aufeinander folgen, so ist alles, was ein Ende zu sein scheint, ein neuer Beginn auf einer höheren Erkenntnis-, Wissens- und Verheißungsebene.

Wenn wir uns bewußt machen, daß diese Lehren, die wir von unseren Patienten und durch die Leiden in unserem eigenen Leben erhalten, Unterweisungen in der Kunst sind, mit «kleinen Toden» fertigzuwerden, werden wir es vielleicht darin zur Meisterschaft bringen. Dann wird jeder Berg weniger zu einem erschöpfenden Ringen Anlaß geben, sondern zu etwas werden, woran wir unsere Fähigkeiten, unsere Kräfte, unsere Anstrengungen messen können. Schließlich werden wir innerwerden, daß wir soviel zurückerhalten, wie wir geben – eine Einsicht, die für alle Ebenen des Lebens, des Gebens und Empfangens gilt. Mag ein Weihnachtsgeschenk, das in einem teuren Geschäft gekauft wurde, noch so viel gekostet haben, es wird nie gleich hoch geschätzt wie ein Geschenk, das wir selbst verfertigt haben.

Eine Mutter, die ihr in der Entwicklung zurückgebliebenes Kind an Adoptiveltern weggibt, weil sie die Daseinsnot ihres Kindes nicht mit ansehen will, wäre nie imstande, das Gedicht zu schreiben, das mir eine junge Mutter zugeschickt hat, die sich durch die bange Angst und Sorge um ein Kind durchkämpfen mußte, das mit einem schweren Gehirnschaden zur Welt kam. Ihr Mann ließ sie im Stich; nach anfänglicher Abwehr und nach Hader gegenüber Gott keimte in ihr das Verlangen, das hilflose kleine Wesen großzuziehen. Und nachdem sie ihr Leid solchen geklagt hatte, die zuzuhören verstanden, verfaßte sie als ihre Lösung, ihre Antwort auf die Frage: «Warum trifft dies mich?» folgendes Gedicht:

An meine Patin  
von Mickie Mulkern

Was ist eine Patin? Ich weiß, das ist etwas ganz Besonderes. Du hast monatelang auf meine Ankunft gewartet.

Du warst da und sahst mich schon in den ersten Minuten und wechseltest meine Windeln, als ich einige Tage auf Erden war.

Du erträumtest dir für dein erstes Patenkind, es werde ebenso aufgeweckt sein wie ihre Schwester.

Du sahst sie schon zur Schule und ins College gehen und heiraten.

Was würde wohl aus mir werden? Ein Mensch, der denen, die mich lieben, Ansehen verschafft.

Gott hatte andere Pläne für mich: aus mir ist nichts Großes geworden.

Niemand sagte je von mir, ich sei aufgeweckt.

In meinem Kopf ist etwas nicht richtig eingehängt.

Ich werde allzeit ein Kind Gottes sein.

Ich bin glücklich, ich liebe alle und sie mich.

Zwar kann ich nur wenige Worte stammeln, aber ich bin imstande, mich mitzuteilen und Zärtlichkeit, Wärme und Liebe zu verstehen,

In meinem Leben gibt es Menschen von besonderer Art.

Manchmal sehe ich sie lachen und manchmal heulen.

Warum denn auch? Ich bin glücklich und geliebt von besonderen Freunden.

Brauche ich denn mehr?

Ich werde nie ins College gehen oder heiraten, doch sei nicht traurig deswegen, Gott machte aus mir etwas Besonderes.

Ich kann nicht wehtun, nur lieben, und vielleicht braucht Gott einige Kinder, die einfach lieben.

Bei meiner Taufe hieltest du mich in den Armen, hoffend, ich werde nicht schreien und du werdest mich nicht fallenlassen.

Zu beidem kam es nicht, und es war ein glücklicher Tag.

War das der Fall, weil du meine Patin warst?

Ich weiß, du bist sanft und warm und du liebkoolest mich.

Doch es ist etwas ganz Besonderes in deinen Augen.

Ich sehe diesen Blick und fühle die Liebe anderer.

Ich muß etwas Besonderes sein, daß ich soviele Mütter habe.

Es gibt vieles, was wir nicht mit andern zu teilen vermöchten.

Es gehört zum Amt einer Patin für Gottes besonderes Kind.

Doch hat noch jemand anderer deine Liebe nötig.

Nimm dich auch meiner Schwester an und laß deine Träume noch wahr werden.

Nein, in den Augen der Welt werde ich nie ein Erfolg sein, doch ich verspreche dir etwas, was nur wenige versprechen können:

Da ich nur von Liebe, Güte und Unschuld weiß, werden wir die Ewigkeit miteinander teilen, meine Patin.

Mit liebem Gruß

Erin (*bisher nicht veröffentlicht*).

Wenn wir unseren Kindern schon früh im Leben beibringen können, daß Leid davon kommt, daß man an



etwas klebt, davon, daß man nicht imstande ist, Risiken auf sich zu nehmen; wenn wir ihnen beibringen können, im jeweiligen Augenblick zu leben und auch etwas aufzugeben, werden wir unsere Zeitungen und Fernsehprogramme mit guten Nachrichten füllen können. Wir bedürften nicht der Tragödien anderer, um uns die Illusion zu geben: «Es wird nur die und die, mich aber nicht treffen.» Wir würden nach Belohnungen suchen, die nicht in Geld und materiellen Werten bestehen, und nach höheren Zielen, höheren Berggipfeln und weiteren Ausblicken streben.

Könnten wir doch alle lernen, daß nichts uns gehört, nicht einmal unsere Kinder! Menschenwesen gehören nicht einander; Kinder sind nicht Eigentum ihrer Eltern. Sie sind ihnen nur anvertraut. Menschen sind eine Gottesgabe; wir dürfen nicht an ihnen hängen oder uns weigern, sie gehen zu lassen, wenn sie uns für eine Zeitlang verlassen oder wenn Er sie ruft.

Die Frage ist nicht, wie lange wir zusammen sind, sondern was wir aus der Zeit, da wir zusammen sind, machen. Wir können einem Fremden begegnen, und unsere Leben berühren einander für einen Augenblick. Vielleicht werden wir seinen Namen nie wissen, doch er hat unser Leben berührt und wir das seine. Dies sind die Momente, an die wir uns in Zeiten des Alleinseins, der Dunkelheit und in der Stunde unseres Todes erinnern.

Am Ende unseres Lebens werden wir uns nicht mehr fragen, wieviel Geld wir zusammengerafft oder wie viele Wagen wir besessen haben. Die Titel und materiellen Güter, die wir uns erworben haben, werden uns keinen Eindruck mehr machen. Wir werden nur noch wissen, ob und wann wir auf das Leben anderer sinnvoll eingewirkt haben.

Von unseren sterbenden Patienten und durch unsere Forschungen über den Tod und das Leben nach dem Tode haben wir schließlich gelernt, daß auch der Tod ein neuer Beginn ist und daß es nur zwei Dinge gibt, die auf unserer Wanderung über diese Erde von Bedeutung sind: unser selbstloser Einsatz, um die Menschheit aufzurichten (aus ihrem dunkeln Tal der heute verkannten Werte), und *Liebe*.

*Bruder Gregory* aus dem Priorat Weston in Vermont sagt uns das alles in einem wunderbaren Lied:

«Euch allen, die ihr zu einem Bestandteil meines Lebens geworden seid, möchte ich etwas sagen. Die Färbung und Struktur, die ihr in mein Wesen gebracht habt, ist zu einem Lied geworden, das ich immerzu

singen möchte. Es gibt in uns eine Kraft, die etwas geschehen läßt, wenn die Pfade anderer Personen unsere Pfade berühren, und wir haben einfach dazusein und es geschehen zu lassen. Wenn die Zeit unseres eigenen Sonnenuntergangs kommt, so zählt das, was wir geleistet haben, nicht viel. Doch die Klarheit, mit der wir andere geliebt haben, wird ganz lebhaft von der großen Gabe des Lebens sprechen, die wir füreinander gewesen sind.»

Wenn ich der ganzen Menschheit etwas wünschen könnte, so wäre es dies: ein voll gelebtes Leben, ein Leben voller Berge und Täler, voll Freude und Leid, voll von kleinen Toden, um das Leben zu schätzen... Ein Leben voller Willkommens- und Abschiedsgrüße, das letztlich eine Lektion ist, im Hier und Jetzt zu leben und doch losgelöst genug zu sein, um etwas gehen zu lassen und zu einem neuen Aufstieg zu starten.

Menschen, die nie Schmerz erlitten haben, haben nie gelebt. Menschen, die mit Schrammen bedeckt sind, haben eine besondere Glut. Sie haben gelernt, daß Wunden gleichsam Lebensexamen, Lebensprüfungen sind, um unsere Kraft, unsere inneren Überzeugungen, unseren Charakter zu erproben. Alle großen Meister in Kunst, Musik, Dichtung, Geschichte sind mit Narben bedeckt, doch ihr Werk wird Jahrhunderte hindurch weiterleben und unser Leben und das unserer Kinder bereichern. Denken wir nur an Beethoven, Bach, Rilke, Hesse, Tagore.

Am Ende unseres Lebens werden wir an die Berggipfel denken und die Täler vergessen, so wie *Richard Allen* am Schluß seines Gedichts über seinen Vater dies so wundervoll zum Ausdruck gebracht hat:

«Wenn du liebst,  
so gib alles, was du erhalten hast.  
Und wenn du deine Grenze erreicht hast,  
gib noch mehr  
und denk nicht an die Pein,  
denn wenn du dem Tod entgegensehst,  
wird nur die Liebe zählen,  
die du gegeben und empfangen hast,  
und an alles andere – Erfolge und Kämpfe –  
wirst du nicht mehr denken.  
Und wenn du richtig geliebt hast,  
war es all dies wert,  
und die Freude daran wird bis zum Ende dauern.  
Wenn aber nicht,  
kommt der Tod immer zu früh  
und zu schrecklich anzuschauen.



*Literaturhinweise:*

Dr. med. Elisabeth Kübler-Ross, *On Death and Dying* (Macmillan, New York 1969) = *Interviews mit Sterbenden* (Stuttgart 81974); Dr. med. Elisabeth Kübler-Ross, *Death, the Final Stage of Growth* (Prentice Hall, New Jersey, 1975); Viktor E. Frankl, *Man's Search for Meaning* (Simon and Schuster, USA, 1962) = *Der Mensch auf der Suche nach Sinn* (Freiburg i.Br. 1972).

Übersetzt von Dr. August Berz

## ELISABETH KÜBLER-ROSS

1926 in Zürich geboren; Studium an der Universität Zürich; 1957 Dr. med. 1958–59 Internship, Community Hospital, Glen Cove (Long Island); 1959–62 Forschungsstipendiatin am Manhattan State Hospital (New York); 1961–62 Montefiore Hospital, New York; 1962–63 Dozentin, 1963–65 Instruktorin in Psychiatrie an der University of Colorado School of Medicine; 1965–70 Assistenzprofessorin für Psychiatrie am Billings Hospital, University of Chicago; 1970–73 medizinische Direktorin am Zentrum für Familienhilfe und geistige Gesundheit des South Cook County, Chicago Heights (Illinois). Sie ist gegenwärtig Internationale Beraterin für Sterbende und ihre Familien, Psychiater, Schriftstellerin und Dozentin. Sie erhielt zahlreiche Ehrendoktorate und andere Auszeichnungen. Anschrift: 1825 Sylan Court, Flossmoor, Ill. 60422, USA.

## Biblisch-theologische Aspekte

Angel Gonzalez

## Ijob, der Kranke

*Die Gestalt Ijobs*

Ijob ist eine legendäre, vielleicht erdichtete Gestalt, die entworfen worden ist, um als Typus des dem Leiden unterworfenen Gerechten zu dienen. Der Umstand, daß er zusammen mit Noach und Daniel erwähnt wird (Ez 14,14.20), verleiht ihm keine geschichtliche Realität, sondern setzt ihn als prototypische Gestalt voraus, die realer ist, als wenn sie geschichtlich wäre. In dieser Eigenschaft ist er über die Grenzen des Volkes der Bibel hinaus bedeutsam. Die sumerischen, assyrischen und ägyptischen Weisen sprachen vom Leiden, verkörperten es ebenfalls in einem Menschen und sahen in ihm ein Problem der Theodizee. Sie zogen die Gottheit in die Erklärung des Übels hinein und erblickten in diesem einen Schatten, der auf Gott selbst fällt. Die biblische Version der archetypischen Person ist zweifellos die sinnreichste von allen, die wir kennen, und auch die universalste. Kein Leser kann dieser Gestalt, die etwas von ihm selbst darstellt, gleichgültig gegenüberstehen.

Das Buch Ijob besteht aus einem Bericht in Prosa (Prolog und Epilog) und aus einem Hauptteil, der sich aus Gedichten in Form von Reden zusammensetzt. Ijob wird als ein reicher, gerechter Mann vorgestellt. Der Argwohn, seine Gerechtigkeit sei eigensüchtig, will ihn auf die Probe gestellt sehen. Der Verlust seiner Güter, seiner Familie und seiner Gesundheit bringt Ijob nicht aus der Ruhe. Er preist Gott in der Not wie

im Glück. Gott belohnt seine Haltung dadurch, daß er ihm seine Güter doppelt zurückgibt. Im Hauptteil des Buches erscheint Ijob als einer, der sich auflehnt und sein Schicksal verflucht. Drei Freunde, die gekommen sind, um ihn zu trösten, brechen ebenfalls das Schweigen. Sie halten drei Reihen von Reden, auf die Ijob jedesmal in einer Gegenrede antwortet. In der gespannten Diskussion wendet sich Ijob von den Freunden weg Gott zu, damit dieser sein Wort sage. Während der unerwarteten Rede eines weiteren Freundes kommt es tatsächlich zum Eingreifen Gottes, das ein Bekenntnis hervorruft und verstummen läßt.

Der Bericht in Prosa ist der älteste Teil des Buches. Er löst den Fall des menschlichen Leidens dadurch, daß er es gelassen hinnehmen läßt. Der Verfasser des aus Gedichten bestehenden Hauptteils übernahm diesen Bericht als Rahmen, um das Leiden des Gerechten als Problem darzustellen. Die Rede des vierten Freundes sowie weitere, weniger umfangreiche Teile wurden sicher erst später hinzugefügt. Die Frage ist, ob in den aufeinandergelegten Schichten ein und dieselbe Einstellung zum Problem durchgehalten wird und ob der geduldige und der sich auflehrende Ijob die gleiche Person sein können. Liest man das Buch als organisches Werk, so weisen die verschiedenen Perspektiven ihre Grenzen auf und laufen Lehren und Situationen, die sich auszuschließen scheinen – wie z.B. die gerechte Vergeltung angesichts der Realität des Leidens der Gerechten – in einem mittleren Punkt zusammen.

Um welche Frage geht es dem Verfasser des Buches Ijob? Sicherlich um mehrere, miteinander zusammenhängende Fragen. Es fiel den Weisen schwer, ihre Lehren mit der konkreten Erfahrung in Übereinstimmung zu bringen. Der Verfasser des Buches Kohelet weiß dies so gut wie der Autor von Ijob. Sie beide setzen voraus, daß die Welt und das Schicksal des Menschen auf einer von Gott, der in ihr zutage tritt, gewährleisteten Ordnung gründen. Ein wichtiger Bestandteil die-